

(Nachdruck verboten.)

21

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Frau Lejers einziger Trost war, ihre Jeremiade mit einem Selbstlob abzuschließen. Sie that im Grunde alles, was sie konnte, für die Jhren, ermüdete aber auch nie, darauf ihre Vortrefflichkeit loben zu hören, und oft ergriff sie selbst die Initiative zu diesen Lobpreisungen.

„Ja, liebe Mutter, ich kann es auch nicht ändern,“ sagte Marie Luise bescheiden, „und das wissen wir ja, daß Du thust, was in Deinen Kräften steht.“

„Ja, Herr Gott, wer so ruhig dabei bleiben könnte, aber ich weiß, wie es steht. Die Butter ist zu Ende, der Zucker ist zu Ende, der Kaffee reicht nur noch zu morgen früh und dann haben wir nichts zu Mittag.“

„Ich bekomme ja heute abend für die Arbeit bezahlt, so lange, denke ich, wird uns der Kaufmann wohl Kredit geben.“

Marie Luise hielt einen Augenblick inne.

„Ja, wir werden ihn wohl darum bitten müssen.“

Die Mutter ging eilig trippelnd aus dem Zimmer, den Kopf, wie unter einer schweren Last, vornübergeneigt. Sie hätten nur sehen sollen, wie großartig es in ihrem Elternhause hergegangen war und was für vornehme Familien dort verkehrt hatten! Dann suchte sie sich vorzustellen, was ihr Großvater, der General, sagen würde, wenn er seine kleine „Kultur“, wie er sie zu nennen pflegte, hier wie eine Magd arbeiten sähe . . .

Marie Luise ließ das Rad von neuem kreisen, und ihre Füße traten mit verzweifelter Ausdauer den schweren Maschinenreifen. Rücken und Schultern schmerzten, aber sie durfte nicht daran denken. Die Arbeit mußte fertig werden, damit Mutter Geld bekäme. Morgen war Sonntag, da wollte sie dann tüchtig ausruhen. O, welche Wonne, nicht halbwach, mit vor Müdigkeit schmerzenden Kopfe, aus dem Bette fahren und an die Arbeit gehen zu müssen! Nur einmal nach Herzenslust schönen Träumen nachhängen dürfen! Träume? Ja, sie hatte auch ihre Träume, die kleine Marie Luise, so arm war sie doch nicht, daß sie nicht mit der vollen Blut eines jungen Herzens lieben konnte . . .

Die Frühlingssonne schien in das Zimmer; sie hatte den Weg gefunden über den engen, dunklen Hof, und gleichsam triumphierend über ihren Sieg, sandte sie nun einen breiten, warmen Strahl bis in den dunkelsten Winkel, wo der Mutter alte, braungestrichene Stommode stand. Sie spielte dreist und neugierig mit den dürftigen Toilettegegenständen, tanzte dann über den ausgetretenen Fußboden hin und machte dabei auf die vielen Wurmlöcher aufmerksam.

Die kleine Weckuhr über dem Sofa tickte unverdrossen, und wenn sie auch hinter der Zeit etwas zurückblieb, kam sie doch allmählich so weit, den langen Vormittag auf ihrem Zifferblatt mit drei kurzen, leisen Schlägen zu beschließen.

Frau Lejer war ununterbrochen durch Haushaltsarbeiten in Anspruch genommen gewesen, und jetzt kam sie herein, um zu decken.

Eben war der erste, der nach Hause kam; er hatte es eilig und setzte sich sogleich an den Tisch. Unmittelbar darauf kam Dora, warm und rot, mit zerzaustem Haar hereingestürmt.

„Ich bin fürchtbar hungrig!“ rief sie, ehe sie Zade und Gut abgelegt hatte.

Herr Lejer wurde aus seinem Arbeitszimmer herbeigerufen, Günther fand sich jetzt ebenfalls ein, und die bescheidene Mahlzeit begann. Dies war eigentlich die einzige Zeit am Tage, da man zu vertraulicher Aussprache kam. Gedanklich miteinander austauschte und zuweilen sogar scherzte.

„Ja, morgen vollendet Bruder Magnus sein sechzigstes Jahr!“ sagte der Doktor, indem er die Hand nach der Kartoffelschüssel, welche den Hauptteil der Mahlzeit bildete, ausstreckte.

„Da werden sie wohl eine großartige Feier haben!“ fiel Frau Lejer ein. „Wir, die nächsten Verwandten, können ja

nachher in der Zeitung davon lesen. Ja, ich kann nur nicht verstehen, wie Menschen so gedankenlos ihr Geld für Gesellschaften und Vergnügungen ausgeben mögen, wo es doch so viel Armut in der Welt giebt. Ich versichere, daß wir ein paar Monate von dem leben könnten, was dies Fest kostet.“

„O, wie herrlich, dabei sein zu können!“ rief Dora aus. „Es ist so schrecklich, daß man nie etwas mitmachen kann, wenn man arm ist.“

„Ach, was sollten wir da wohl anfangen,“ warf Sven jetzt ein, indem er den Brotkorb einer gründlichen Plünderung unterzog, „stehen und dumme Gesichter machen, psui, ich danke!“

„Ja, mein lieber Günther, denke nur, wenn Du einmal ein ebenso angesehenen Mann werden könntest wie Dein Onkel,“ sagte der Doktor und nickte seinem Sohne zu. „Aber das wirst Du wohl nicht werden, Du hast nicht sein kaufmännisches Genie. Er ist ein brillanter Geschäftsmann, das läßt sich nicht leugnen. Großhändler Lejers Name hat guten Klang.“

„Meine liebe Schwägerin weiß das auch,“ sagte Frau Lejer. „Sie wühlt in Spitzen und Seide und versucht die Leute vergessen zu machen, daß sie eine geborene Pettersson ist.“

Günther legte Messer und Gabel beiseite.

Um seine hartgeformten Lippen legte sich ein Zug von Energie.

„Ja, es ist nicht leicht, sich durchzuschlagen,“ sagte er mit frühreifem, bitterem Ernst. „Doch bin ich erst so weit, daß ich das Abiturientenexamen bestanden habe, wird's schon gehen. Ich dachte dann zu versuchen, ob ich nicht im Sommer irgendwo eine Stelle als Hauslehrer bekommen könnte, unmöglich wäre es ja nicht.“

„Um, danach suchen aber auch viele!“ erwiderte der Doktor nicht gerade ermutigend.

„Wenn Du Dich an den Rektor wenden könntest!“ schlug die Mutter vor. „Er war früher ein sehr liebenswürdiger junger Mann. Ich habe auf manchem Ball mit ihm getanzt. Ach Gott, wenn man früher und jetzt mit einander vergleicht, dieser Unterschied — na, Dora, Du, sei nicht so unbescheiden, Kind!“

Dora errödete, als sie so auf freier That ertappt wurde, und legte schleunigst ein Wurststück zurück.

Marie Luise aß sehr wenig, sie hatte nicht mehr den frischen Appetit; sie war auch so müde, daß sie sich nur wenig an der Unterhaltung beteiligte. Die langen, einsamen Vormittagsstunden nahmen ihre Kräfte so in Anspruch, daß sie sich in den Erholungsstunden wie gelähmt an Leib und Seele fühlte.

Jetzt stand man auf vom Tisch, Sven eilte davon in seinen Laden, der Doktor verschwand in seinem Zimmer und Frau Lejer hatte mit Aufwaschen in der Küche zu thun. Günther ging, um Privatstunden zu geben — er hatte zwei Schüler, welche des Nachmittags einige Stunden bei ihm arbeiten mußten — Marie Luise nähte, und Dora half ihr.

„Wenn es doch gutes Wetter werden wollte morgen; dann könnten wir Gedwins fragen, ob sie nicht Lust hätten, nachmittags mit uns nach Haga zu fahren!“ sagte Marie Luise, während sie mit ihren geschickten, schmalen Fingern einen Saum einbog.

„Ja, das wäre riesig nett, obgleich . . . wir sind da so oft gewesen, und dann . . .“

„Und dann?“

„Ist da so viel Sonntagspublikum.“

„Und was schadet das, wir können darum doch vergnügt miteinander sein, und übrigens — haben wir selbst denn Zeit, alltags unserm Vergnügen nachzugehen, was meinst Du?“

„Nein, das ist's ja gerade, was mich so verdrießt. Es wäre zehnmal besser, zu der Arbeiterklasse zu gehören, als ein solches Mittelding zu sein. Es giebt kein Wort auf Erden, das ich so verabscheue wie verächtliche Arme, solche armen Geschöpfe, die sich scheinbar standesgemäß halten müssen, denen von Zeit zu Zeit ein wenig geholfen wird, damit sie nicht zu sehr gegen die Verwandten abstechen, die im übrigen aber keinen einzigen Anhalt haben. Ich könnte manchmal rasend werden auf die Lehrerinnen und sie ins Gesicht schlagen, wenn sie mit ihren Ermahnungen kommen, daß „Dora wenigstens wohl hätte gut lernen müssen“ oder „Du

„Weißt ja, Dora, daß Du fleißig sein mußt“. Und dann wenden sich die Mitschülerinnen um und gucken mich an, die Freischülerin, einige nicken freundlich, andre sehen geniert aus, manche rümpfen die Nase, o, o, ich möchte heißen, schreien und um mich schlagen in solchem Augenblick, so außer mir bin ich.“

„Aber, liebe Dora, Armut ist doch keine Schande. Du nimmst alles gleich so heftig,“ sagte Marie Luise mit ihrer süßsamen, weichen Stimme, die einen scharfen Kontrast zu Doras aufgeregten Worten bildete, deren Ton um die Wette mit ihren heißen Gefühlen kämpfte. „Außerdem hast Du auch nur noch ein halbes Jahr nach!“ fügte sie tröstend hinzu.

„Na, und dann? Dann soll ich hier vielleicht sitzen wie Du und nähen und nähen, das halte ich nicht aus, nein, das kann und will ich nicht.“

Sie schleuderte das halbfertige Hemd von sich auf einen Stuhl und warf sich schluchzend auf das Sofa.

„Aber liebe, kleine Dora,“ sagte Marie Luise ruhig, „Du bist wirklich nächstens zu groß für solche Ausbrüche. Und dann will ich Dir sagen, daß Du Dich nicht um die Zukunft zu sorgen brauchst. Du bekommst vielleicht einen guten Comptoirplatz oder eine Stellung als Gouvernante, wer weiß?“

Dora richtete sich halbwegs auf, sie stützte das thränenüberströmte Gesicht in die Hände und lächelte plötzlich.

„Ja, darin hast Du recht; wer weiß, vielleicht werde ich mich reich verheiraten.“

„Aber, Dora, Du bist wirklich zu jung, um an solche Dinge zu denken.“

„Daran habe ich lange gedacht, Liebste. Ich finde, es wäre riesig fein, einen alten Grafen einzufangen. Er müßte bald sterben natürlich, damit ich den Alten los bin.“

„Schweig nun, Dora, und nähe lieber statt dessen ein wenig!“ ermahnte Marie Luise streng.

Mit einem Seufzer der Erleichterung legte Marie Luise endlich nach einiger Zeit ihre Arbeit in ein Paket zusammen, griff in größter Eile nach Mantel und Hut und eilte die wohlbekanntem Straßen bis zu der großen Leinwandfabrik entlang.

„Ei, das ist schön, daß Sie die Hemden schon fertig haben, Fräulein!“ begrüßte die Direktrice sie beim Eintreten. „Sie möchten natürlich gern gleich bezahlt haben, Fräulein, das wird sich aber wohl schwer machen lassen, denn ich wollte eben gerade schließen.“

„Beste Frau Eriksson,“ bat Marie Luise schüchtern, „ich hatte so fest darauf gerechnet, das Geld gleich zu bekommen.“

Die kleine, korpusulente Frau sah sie mitleidig lächelnd an.

„Ja so, ja, es ist ja Sonntag morgen, und am Montag bin ich nicht hier. Wieviel haben Sie zu fordern, Fräulein?“

„Einundzwanzig Kronen.“

Marie Luise holte tief Atem.

„Sind Sie sicher, daß Sie richtig gerechnet haben, Fräulein?“

Frau Eriksson trat an das Pult und schlug langsam das große Anschreibebuch auf, worauf sie zu rechnen begann.

Marie Luise stand daneben, nervös, blaß und abgearbeitet.

Ihre Gedanken bewegten sich in ununbrochenem Kreislauf um diese kleine Summe. Hatte sie sich verrechnet, würde es nicht für die Ausgaben ausreichen, für die sie es bestimmt hatte. Nein, es mußte stimmen: ein Duzend à eine Krone fünfundsiebzig Dere. Wenn Frau Eriksson sich nur beeilen wollte; die Läden würden bald geschlossen werden.

„Ja, es stimmt!“ lautete es schließlich, und gewohnheitsmäßig kratzten die fetten, weißen Finger in dem Kassensack.

„Bitte, hier ist auch noch mehr Arbeit. Es ist sehr eilig.“ Marie Luise stürmte nach einem hastigen Adieu wieder die Treppen hinunter.

Sie ging in einen Handschuhladen und kaufte ein Paar weiße gants de Suède für Dora; sie wußte, daß sich diese längst ein Paar solcher gewünscht hatte, dann machte sie noch einige Einkäufe für den Haushalt und erstand schließlich noch eine Düte Bonbons für die eventuelle Ausfahrt morgen.

Als sie nach Hause kam, trat Dora ihr gleich mit der Bestellung entgegen:

„Nils Hedwin ist hier gewesen und hat gefragt, ob wir morgen nachmittag mit ihnen nach Haga wollten, und ich habe ja gesagt. Er läßt Dich grüßen.“

„Danke; hier habe ich etwas für Dich, kleine Dora.“

(Fortsetzung folgt.)

Rom nach dem Sündenfall: niederländische Lesart.

Unbequeme Thatsachen pflegt der Klerikalismus, seit und soweit er nicht mehr den Arm der Staatsgewalt gegen seine Widersacher in Bewegung setzen kann, durch ausgiebiges Schimpfen aus der Welt zu schaffen. Kaum hat also die „Neue Welt“ unter dem Titel „Rom nach dem Sündenfall“ einige bemerkenswerte Thatsachen aus der römischen Kirchengeschichte des 4. Jahrhunderts mitgeteilt, da macht sich alsbald ein klerikaler Klopffechter an die erhebende Arbeit, die bössartige Kezerei in der Hauptarena der Centrumspresse durch seine Anzahl eleganter Lusthiebe abzu thun. Nach jenem bewährten Rezept geht der Schimpfartikler der „Germania“ um die geschichtlichen Thatsachen, die den wesentlichen Inhalt der angeforderten Notiz bilden, herum, wie die Katze um den heißen Brei: er erwähnt sie überhaupt gar nicht, geschweige, daß er versucht, den Beweis ihrer Unrichtigkeit zu führen. Das wäre freilich auch ein schweres Stück, wo zwei notorische Heilige Hauptgewährsmänner sind. In begreiflichem Aerger über diesen fatalen Umstand schimpft daher unser guter Mann, wie nur klerikale Vertreter der christlichen Liebe schimpfen können; als Angriffspunkt sucht er sich die einleitenden Sätze der Notiz aus. Darin hat er glücklich einen geschichtlichen Hinweis entdeckt, der ihm ansehbar erscheint. Er entriestet sich darüber, daß Kaiser Konstantin für einen gewissenlosen Realpolitiker erklärt wird, der innerlich mit dem Christentum gar nichts zu schaffen hatte, sondern nur aus politischer Verechnung die Kirche patronisierte. Das ist nun keineswegs eine rein subjektive Meinung, sondern das allgemein anerkannte und durch eine Fülle von Quellenzeugnissen vor jeder ernstlichen Befreiung sichergestellte Endergebnis der gesamten neueren Forschung über Konstantin. Wenn also der klerikale Netter Konstantins seinen Helden absolut mit dem Beinamen des Großen zieren will, so muß man dies größteste Unterfangen von der römischen Seite nehmen und dem unentwegten Verehrer des biederen Cäsars zugeben, daß sein Heros groß war — nämlich im Worden; nicht in manchem Verbrecheralbum wird sich ein Massenmörder finden, der, nicht zu reden von unzähligen geschändlichen Sterblichen, im Laufe der Zeit Schwiegervater, Schwager, Nessen, Sohn um die Ecke gebracht hat, wie das der Fall des klerikalen Musterchristen Konstantin ist.

Nach alledem wäre es thöricht, wenn man den Geschichtssachverständigen der „Germania“ in historischen Dingen ernst nehmen wollte: er spricht davon, wie der Blinde von den Farben. Eins aber ist immerhin an dem spazigen Ausbruch blinder Wut bemerkenswert: nämlich, was hauptsächlich den klerikalen Jörn erregt hat. Der teuflische „Pferdesuß“, um im Jargon des Centrums kämpfen zu reden, kommt an der Stelle der Notiz in der „Neuen Welt“ zum Vorschein, wo davon die Rede ist, daß die Kirche sich seit Konstantins Zeiten überall als instrumentum regni, als Herrschaftswerkzeug, bethätigt habe. Der gute Mann übersieht ganz, daß wir diesen Pferdesuß mit keinem geringeren, als dem verstorbenen Papst Leo gemein haben, der nicht müde wurde, die Kirche als unfehlbare Panacee gegen den Umsturz in empfehlende Erinnerung zu bringen. Und wahr ist, daß die katholische Kirche allemal für die Herrschenden gegen Freiheitsbewegungen Partei genommen hat: mit Ausnahme jenes mittelalterlichen Zwischenspiels, als die Päpste selbst in Umsturz machten, als sie für die Zwecke ihrer selbstsüchtigen Weltherrschaftsbestrebungen des öfteren das Volk gegen die Fürsten ausspielten. Einen schlagenden Beweis, wie sich die katholische Kirche seitdem als Herrschaftswerkzeug bethätigt hat, stellt gleich die erste bürgerliche Freiheitsbewegung der Neuzeit dar: der Aufstand der Niederländer gegen die spanische Herrschaft.

Die landläufige liberale Geschichtsschreibung sieht die Ursache dieser großen Erhebung in der heiligen Inquisition. Das erscheint dem amerikanischen Geschichtsschreiber Motley, der im übrigen große Verdienste um die Erforschung der älteren niederländischen Geschichte hat, so selbstverständlich, daß er es „fast kindisch“ findet, „weiter oder tiefer zu schauen“. Wer sich aber trotzdem die Mühe nimmt, weiter und tiefer zu schauen und zwar mit Hilfe der eindringenden Untersuchungsmethode, die durch die materialistische Geschichtsauffassung an die Hand gegeben wird, der gelangt zu der Gewißheit, daß die hergebrachte Vorstellung von der Ursache der niederländischen Revolution ganz an der Oberfläche haftet. Wenn man den Dingen auf den Grund geht, so erscheint nicht die heilige Inquisition als ursprünglicher Antrieb, sondern der spanische Absolutismus, nicht religiöser Fanatismus, sondern hunds-gemeine Geldgier. Die Rolle der katholischen Kirche wird dadurch freilich ganz und gar nicht ehrwürdiger. Denn die Sache steht dann nicht mehr so, daß sich der spanische Absolutismus in den Dienst der römischen Kezerrichterei gestellt hat; vielmehr ist die katholische Kirche unter dem Dedmantel der Religion als Hand-langerin der scrupellosesten Raubpolitik in den Niederlanden thätig gewesen. Man weiß, wie die Inquisition in den Niederlanden civilisatorisch thätig gewesen ist. Tausende und Abertausende von Kezern hat sie schon zu Karls V. Zeiten, besonders aber seit der Thronbesteigung Philipps II. vom Leben zum Tode gebracht. Unter Leitung solcher gräßlichen Mord-buben, wie des legerbrennenden Späpvogels Titelmans, war

schon lange gelungen, in den Niederlanden die Hölle auf Erden zur Erscheinung zu bringen. Die Höhe aber ward doch erst im Jahre 1568 erreicht. Da erließ nämlich am 16. Februar das heilige Officium ein Urteil, das sämtliche Einwohner der Niederlande, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, mit Ausnahme weniger ausdrücklich namhaft gemachter Personen, als Ketzer oder Begünstiger der Ketzerei zum Tode verurteilte. Eine Proklamation König Philipps vom 26. Februar desselben Jahres bestätigte dies Inquisitionsdekret und befahl seine augenblickliche und rücksichtslose Ausführung. Was war mit dieser in der ganzen Weltgeschichte einzig dastehenden Verurteilung eines ganzen Volkes bezweckt? Es ist klar, daß an eine buchstäbliche Wahrnehmung des schauerlichen Verdiktes nicht gedacht war; denn Philipp II. und seine Staatsmänner waren keine Blutsäufer, sondern zielbewußte Politiker und in ihrer Art ganz verständig. Der Hintergedanke, den man dabei hatte, als demagen das Damoclesschwert über jedes niederländische Haupt gehängt wurde, ist schon von den gleichzeitigen niederländischen Schriftstellern richtig erkannt worden. Sämtlicher Besitz der wegen Ketzerei Hingerichteten fiel an den Staat. Wenn nun das ganze niederländische Volk auf eine große Prostriktionsliste gesetzt wurde, so konnte jederzeit jeder, bei dem etwas zu holen war, von Inquisitionswegen schleunigst hingerichtet, sein ganzer Besitz konfisziert werden. Auf diese Weise war dann, wenn die Prozedur systematisch betrieben wurde, eine ständige und reichliche Einnahmequelle zu erschließen.

„Den König erfüllte die Hoffnung, durch die Güterkonfiskationen ein zweites Indien aufgetrieben zu haben,“ schreibt schon ein gleichzeitiger Historiker. Philipp konnte ein solches zweites Indien gut brauchen; denn der Goldzufluß aus Westindien und Amerika hatte erheblich nachgelassen, seit die allmählich gesammelten Schätze von Mexiko und Peru ausgeraubt waren und das Gold nun mühsam gegraben werden mußte. Da inmitten des Goldfiebers nichts gesehen war, um Spanien ökonomisch zu entwickeln, so sah sich Philipp in den sechziger Jahren des Jahrhunderts bereits einem jährlichen Defizit von 9 000 000 Dukaten gegenüber. Die spanische Staatskunst suchte verzwweifelt nach Mitteln, dies Loch zu stopfen. In den industriell so hoch entwickelten spanischen Niederlanden hoffte man die neue Goldgrube entdeckt zu haben. Und darum erschien Herzog Alba im Herbst 1567 als neuer Statthalter in Brüssel: er hatte seinem königlichen Herrn das Versprechen gegeben, einen Goldstrom von Elentiefe aus den Niederlanden nach Spanien zu leiten und zwar vermittelt der Konfiskationen. Die Holländer haben also den im Frühling 1568 unter Albas Leitung ins Leben getretenen „Mat der Unruhen“ mit zweifachem Recht Blutrat getauft: dies Standgericht vergoß Ströme von Blut, und es ließ die Niederlande finanziell bluten. Die Ausrottung der Ketzer war bloß Mittel zu dem edlen Zwecke, Geld in möglichst großen Mengen zusammenzuraffen. Alba macht daraus in seiner Korrespondenz mit Philipp nicht das mindeste Hehl. Er will z. B. deshalb keine Juristen in dem Blutrat haben, „weil die Männer des Gesetzes nur für erwiesene Verbrechen verurteilen, während Ew. Majestät weiß, daß Staatsangelegenheiten von Regeln geleitet werden, die von den bestehenden Gesetzen sehr verschieden sind“. Seinen Zweck erfüllte der Blutrat gründlich: Freisprechungen kamen überhaupt nicht vor. Um einen Begriff davon zu geben, was er alles für todeswürdig hielt, genügt die Anführung eines Falles: Peter de Wit aus Amsterdam wird enthauptet, weil er bei Gelegenheit von Unruhen in dieser Stadt einen Anführer abgehalten hat, auf einen Beamten zu schießen; daraus wird geschlossen, daß er bei den Rebellen Autorität besessen hat und also ein Führer gewesen ist. Im übrigen hatte man ja für schwierige Fälle jenes Kollektivurteil der hl. Inquisition.

So kamen ja nun hübsche Summen ein. Aber Alba selbst konnte seinem Herrn nicht versprechen auf diese Weise mehr als 500 000 Dukaten Reingewinn jährlich herauszuwirtschaften, und das war bloß ein Tropfen auf den heißen Stein. Es ward also beschlossen, einen Schritt weiter zu gehen, und dieser Schritt wird vielleicht selbst dem blindesten Meritalen die Erkenntnis durch die schwarzen Brillengläser schimmern lassen, daß die katholische Kirche tatsächlich in den Niederlanden nichts anderes, als das Herrschaftswerkzeug eines räuberischen Absolutismus gewesen ist. Im März 1569 legt Alba den Generalstaaten einen umfassenden Steuerplan vor, der so ziemlich das Ungeheuerlichste darstellt, was die Geschichte der Finanzpolitik aufzuweisen hat. Er verlangte eine einmalige Vermögenssteuer von 1 Proz., eine dauernde Steuer von 5 Proz. bei jedem Verkauf von Grundbesitz, von 10 Proz. bei jedem Besitzwechsel von beweglichen Gütern, von Waren aller Art. Zumal diese letzte Steuer war nun für ein Land, in dem die Warenerzeugung längst Grundlage des Wirtschaftslebens geworden war, geradezu horrend. Es ist offenbar, daß sie den völligen Ruin der Niederlande bedeuten mußte, weil sie den Gütertausch absolut unterband. Aber nun war auch die Geduld der Niederländer zu Ende. Sie leisteten verzweifeltsten Widerstand und bedienten sich dazu vorerst der gesetzlichen Mittel. Die Steuerbewilligung war ein Recht der Generalstaaten und der Stände in den Einzelstaaten. Damit war freilich nicht viel zu machen, da es sich von vornherein um einen Versuch der Krone gehandelt hatte, die ständischen Freiheiten durch den Absolutismus zu ersetzen. So lange dieser Streit in religiösen Formen geführt worden war, hatten die Staaten sich immer weiter zurückdrängen lassen. Als aber nun der Endzweck des Ganzen offenkundig wurde, der spanische Deutzeug das Land an den Rand des Untergangs brängte, da stellten sich die niederländischen Staaten zum un-

ausweichlichen Entscheidungskampf. Nach zwei Jahren der Verhandlungen und Kompromisse ging Alba 1571 daran, sein Steuerprojekt mit Gewalt durchzuführen, ohne die Einwilligung der Provinzialstände und Generalstaaten, deren Freiheiten infolge hartnäckiger Ketzerei erlöschen sein sollten. Die Antwort des Landes bestand in einer Steuerverweigerung, die auf einen Generalfreistil größten Stils herauskam. Jegliche Arbeit hörte in den Städten auf, sämtliche Geschäfte wurden von ihren Inhabern geschlossen, um die Zahlung des zehnten Pfennigs bei jedem Verkauf zu vermeiden; vor allem waren die Wädereien und Schlächtereien geschlossen. Die Folge war, daß der größte Lebensmittelmangel eintrat und Arbeitslose in großen Mengen die Straßen füllten. Nun war Holland in Nöten. Alba gedachte durch eine neue Scharredensmaßregel die Doffnung der Läden zu erzwingen. Auf den 1. April 1572 wollte er eine Anzahl widerpässiger Geschäftsinhaber vor ihren Türen aufhängen lassen. Aber es kam nicht dazu; denn inzwischen brach in den nördlichen Provinzen der allgemeine Aufstand aus, und es begann der langwierige Revolutionskrieg, der damit endigte, daß die Krone Spanien eiskalte Millionen Unterthanen, der päpstliche Stuhl eine entsprechende Zahl von Gläubigen einbüßte.

Will man noch einen Beweis für die Richtigkeit der ursächlichen Verknüpfung, daß die römische Kirche in den Niederlanden weiter nichts als der Handlanger, das Herrschaftswerkzeug eines räuberischen Absolutismus gewesen ist, so sei nur eine Thatsache unter vielen angeführt. Gegen die Albaschen Steuerprojekte erhob auch ein Teil der katholischen Geistlichkeit in den Niederlanden Protest unter Berufung auf die päpstliche Bulle „In coena Domini“, die das Besteuern der Geistlichkeit durch den Staat verbietet. Damit kamen die Pfaffen übel an: Alba steckte die Hauptknecht dieser Protestbewegung hinter Schloß und Riegel. Um den Protest stummerte er sich keinen Deut. Beim Papst aber war er doch lieb kind. In eben diesen entscheidungsschweren Augenblicken bekam der spanische Räuberhauptmann von Sr. Heiligkeit als Anerkennung ein salbungsvolles Lobeschreiben, einen geweihten Hut und einen dito Degen zugesandt. Auf letzterem stand geschrieben: „Empfange das heilige Schwert, ein Geschenk von Gott, womit Du die Feinde meines Volkes Israel niederwerfen wirst.“

Der Papst hat schlecht prophesiet. Und es ist ja seitdem so geblieben, daß die katholische Kirche hat teuer zahlen müssen für die Dienste, die sie den herrschenden Gewalten bis auf den heutigen Tag geleistet hat und noch leistet. —

Dr. A. Conrad.

Kleines feuilleton.

K. Artistengagen. Der Beruf des Künstlers erfordert zwar in der Regel eine harte Arbeit, aber er gehört auch zu denen, in denen die glänzendsten Einkommen erzielt werden. Die Lage der Brettkünstler wird durch die Mitteilungen eines englischen Sachverständigen sehr interessant beleuchtet. Welche Bedeutung der Beruf hat, geht aus der Thatsache hervor, daß die Singspielhallen Englands jährlich 20 Millionen in Gehältern an die Artisten bezahlen. Natürlich müssen aus diesem Bruttoeinkommen viele berufsmäßige Ausgaben bestritten werden. Die Agenten, ohne die kein Engagement geschlossen wird, erhalten ein Zehntel der Gehälter; Reisekosten, Nieder, Kostüme, Wagen, die „Requisiten“ des Taschenspieler, Akrobaten und Zauberers, der Anlauf und die Erhaltung dressierter Tiere usw., das alles wird sicherlich 25 bis 30 Proz. des Einkommens ausmachen. In Wirklichkeit also wird der Artist von je 100 M. Verdienst etwa 60 M. Nettoeinnahme haben, welches Verhältnis natürlich je nach der Specialität des Einzelnen wechselt. Dazu kommt noch der Zwang, von Stadt zu Stadt zu ziehen, was den Verdienst auch mindert. Wenn man dabei aber in Betracht zieht, daß die Variétébühne sich hauptsächlich aus der unteren Mittelklasse rekrutiert, so hat sie finanziell gewiß viel Verlockendes. Die Gehälter ändern sich je nach der Singspielhalle und dem Darsteller. Im Londoner „Empire“, wo die Artisten immer „ausschließlich engagiert“ sind, erhält ein Artist selten unter 800 M. wöchentlich, und die Gesamtsumme für eine Truppe beträgt 2000 M. und noch mehr. Der berühmte „Sterne“ des Kontinents haben schon 600 bis 800 M. für den Abend erhalten. In Variétés, in denen der Künstler nur erscheint und dann fortzieht, um an anderer Stelle noch einmal aufzutreten, betragen die Gehälter 60 bis 800 M. wöchentlich.

Ein Blick auf die Inserate der „Gra“ oder „Music-Hall“ zeigt, daß die berühmteren Künstler an einem Abend auf drei, vier oder sogar fünf Bühnen aufzutreten; drei Bühnen bedeutet natürlich drei Gehälter. Akrobatentruppen werden gewöhnlich von einem Mann geleitet, der sehr oft der Dressier ist und nicht selbst mitwirkt; er bezahlt die Künstler wöchentlich und steuert den Ueberfluß ein. So ist die Leitung einer solchen Truppe natürlich sehr vorteilhaft. Es wurden z. B. drei junge Mädchen, die auf dem Programm als „Schwestern“ bezeichnet waren, obgleich eine aus Irland, eine aus London und die dritte aus Deutschland war, von dem Theater mit 1800 M. wöchentlich bezahlt, wovon dem Leiter über 1000 M. verblieben. Von diesem anscheinend hohen Verdienst gehen allerdings die Ausgaben für den Unterhalt, die Apparate und Reisekosten ab. In den letzten Jahren sind Truppen von Tänzerinnen unter Namen wie

„Die acht Rosenknospen“, die „Schneetropfen“ usw. in England sehr beliebt für die Variétéprogramme geworden. Sie verdanken alle ihre Entstehung dem Tanzmeister und Impresario John Tiller. Seine Truppen findet man nicht nur in London und den englischen Provinzen, sondern auch auf dem Kontinent. Auch die besten Pariser Theater werden von ihm mit Tänzerinnen versorgt. Zu Weihnachten, in seiner Hauptsaison, beschäftigt Tiller annähernd tausend Tänzerinnen. Breitkünstler sind in der Regel ein sparsames Volk. Viele verdienen 40 000 M. und mehr jährlich, wenigstens hundert haben ihre 100 000 M. jährlich. Aber selbst bei periodischen Extravaganzen zwingt fast die ständige Arbeit bei gutem Gehalt und die goldene Ernte bei der Weihnachtspantomime den erfolgreichsten Artisten zum Sparen; wenn er sein Geld gut anlegt, kann er schon frühzeitig ein bequemes Leben führen. Als die sparsamsten von allen Singspielerdarstellern gelten in England die deutschen Akrobaten. Truppen von vier oder fünf Mann, die zusammen 200 bis 1600 M. wöchentlich verdienen, leben in einem Zimmer in Soho zusammen, gehen selbst auf den Markt und kochen für sich. Sie führen immer einen Petroleumkocher bei sich; abends nach der Vorstellung kochen sie dann. Das einzige Gast des deutschen Akrobaten ist seine Vorliebe fürs Spiel. Englische Akrobaten sind nicht so sparsam, obgleich es auch Ausnahmen giebt. So verzehrte z. B. ein bekannter Sänger sein Abendbrot hinter der Bühne. Er sah mit seiner Frau auf einem Kleiderkorb, und zwischen ihnen lag auf einem Stück Zeitung Räucherfisch und daneben stand Champagner in einem zerbrochenen Glas, was ein typisches Bild für den neuen Wohlstand war. Der englische Variétéberuf unterstützt zahlreiche Wohltätigkeitsanstalten, er besitzt einen Klub und in der sehr erfolgreichen „Musical Artists Railway Association“ eine Art Gewerkschaft. Merkwürdig bei diesem Beruf ist, daß der Bedarf an Artisten viel größer als das Angebot ist. Die Schwierigkeit des Agenten liegt daher darin, tüchtige Leute zu entdecken, die den Anforderungen des Managers entsprechen. —

— Aus ägyptischen Polizei-Acten. Wieder einmal hat ein Mumienfriedhof in der ägyptischen Landschaft Faijûm ganze Stöße von Papyrusalteln geliefert, die uns Bilder enthüllen aus dem Leben phönicischer Dörfer im dritten Jahrhundert v. Chr. Die Urkunden, die auf der Stelle des antiken Magdola (jetzt Médinet-en-Nahas) durch die Franzosen P. Jouquet und G. Lesevre gefunden und veröffentlicht sind, lesen sich wie ein moderner Polizeibericht. Nach einem Bericht der „Nölnischen Zeitung“ sind es durchweg Eingaben an den König von Aegypten, die aber bei der geringen Bedeutung der Klagegegenstände meist nicht über das Bureau des Bezirkspräsidenten, des Strategen, hinausgelangt sind. Sie beziehen sich auf die verschiedensten Rechtsfälle, wie sie das tägliche Leben mit sich brachte. Da ist ein alter Veteran, der sich beklagt, daß ihm seine acht Schweine von mißgünstigen Nachbarn in ein Tamariskengebüsch gelockt und dort getötet worden sind. Da sind zwei Freunde im Dorfe Pelsium, die miteinander die Wohnung teilten und einträchtig lebten, bis das Verhängnis erschien in Gestalt der Frau Thendote. Beide mögen sie geliebt haben, Eifersucht triebte ihr Zusammenleben, und als der eine in den Geschäften verreiste, stahl ihm der gute Freund, wie wir aus der Anlagenschrift erfahren, eine Erntesichel im Werte von 2 Drachmen, eine Art für 2½ Drachmen, einen Sack voll Wolle, eine Kiste und 20 Drachmen Bargeld. Eine Entscheidung der Baupolizei sucht eine Witwe mit Namen Asia herbeizuführen. Ihr verstorbenen Mann Rachatos besaß mit dem Pooris zusammen ein Grundstück im Dorfe Pelsium und hatte dort ein Heiligtum der syrischen Göttin und der Aphrodite errichtet und wollte dies durch eine Mauer gegen den Besitz des Pooris abschließen. Die Vollenbung der Mauer hatte sein Tod gehindert, und der Nachbar erhob nun aus uns unbekanntem Gründen Einspruch gegen den Weiterbau, so daß er das Grundstück der Asia umgeben betreten konnte. Kleine private Heiligtümer waren damals häufig, wie denn noch eine zweite Eingabe an die Baupolizei von einem solchen handelt. Die Epöeris nämlich, die Tochter des Panes, eine Hesperidenin, berichtet, daß sie im Athenadorf ein Isisheiligtum besitzt, das so bausällig geworden ist, daß sie es ohne Lebensgefahr nicht mehr betreten kann. Sie fordert daher, da es sich um das öffentliche Interesse des Isiskults handelt, ein Einschreiten des Königs, d. h. einen Geldbeitrag zur Restaurierung des Heiligtums. Kulturgeschichtlich nicht ohne Interesse ist eine Eingabe von drei Gesellschaftern, einer Art Handelsgesellschaft, deren Namen Gaddaios, Onias und Theodotos darauf hindeuten, daß es Juden waren. Sie hatten von einem gewissen Demetrios Grundbesitz gepachtet auf Grund eines Vertrages, dessen einzelne Paragraphen angeführt werden, und wollen nun, gestützt auf gewisse Bestimmungen des Vertrags, sich, wie es scheint, um die vertragsmäßigen Leistungen herumdrücken. Schließlich sei noch die Angelegenheit eines Kapitans erwähnt, der ein staatliches Getreideschiff führte, wie sie in großer Zahl die Flüsse und Kanäle des Landes beführen, um die Großstadt Alexandria mit dem nötigen Getreide zu versorgen. Sein Schiff hatte durch einen Sturm bei Aphroditopolis Schaden an Mast und Segelstangen erlitten, so daß er die Segel nicht mehr gebrauchen konnte. Er hatte deshalb den Kothafen von Arsinoe angelaufen und bittet nun die zuständigen Behörden, daß ihm die Schiffsladung Getreide, die er weiter südlich in einem andern Bezirk holen sollte, in Arsinoe überliefert werde und sein leeres Schiff so vor weiterem Schaden bewahrt bleibe. —

Kunst.

• **Kurzsichtige Maler.** Daß die Kurzsichtigkeit für den Maler ein Vorteil sein kann, dürfte zunächst als eine gewagte Behauptung erscheinen. Trotzdem kann man auf eine Anzahl von hervorragenden Malern verweisen, die kurzfristig gewesen sind. Neuerdings wird das Problem von englischen Kritikern bei der Besprechung der Kunst des kürzlich verstorbenen James Whistler erörtert. Man erklärt seine Malweise zum Teil aus seiner Kurzsichtigkeit, die auch seinen berühmten Konflikt mit Ruskin begreiflich mache. So schreibt Val Prinsep in einem Artikel im „Magazine of Art“: „Weitsichtige Maler sind geneigt, zu viel Einzelheiten zu sehen, und infolgedessen verlieren sie die Wirkung durch ihren Wunsch, die Vielheit der Teile wiederzugeben, die mehr oder weniger in dem großen Ganzen ausgehen sollten. Ein kurzsichtiger Maler hat daher einen großen Vorteil; denn er sieht das Ganze einfach und kann solche Einzelheiten behandeln, die er ohne Verlust der Breite bemerkt. Nach der Brille zu urteilen, die Reynolds in seinem Selbstporträt abgemalt hat, muß er auch kurzfristig gewesen sein, und seine Arbeiten zeigen dies in ihrer prächtigen Verallgemeinerung. Genau dasselbe gilt von dem Bildern Whistlers. Er ist mit einem starken Gefühl für Farbe und vor allem für Stimmung begabt, und seine Bilder zeigen eine Kraft der künstlerischen Darstellung, die sehr selten in modernen Kunstwerken ist, bei denen die dekorativen Eigenschaften in einem Maße zu oft fehlen.“ Noch genauer spricht sich ein Spielmann in einem andern Artikel derselben Zeitschrift darüber aus: „Die außerordentliche Feinheit von Whistlers Art zu malen hing nicht nur von der dem Künstler innewohnenden, poetischen Empfindung ab, sondern auch von seiner körperlichen Besonderheit des Sehens, so daß es unvermeidlich war, daß er mit Ruskin zusammenstieß. Ruskin mit seinen Vogelaugen sah alles vollständig und mikroskopisch. Whistler, dessen Sehkraft immer unbestimmter und indifferenter gegen die Form, wenigstens gegen die Genauigkeit der Form, geworden zu sein scheint, ging mit der Zeit von der photographischen Genauigkeit seiner früheren Madierungen zu der verhältnismäßig dunklen Umrißlinie über. Als Ruskin Whistler wegen seines Bildes „Feuerwerk in Cremorne Gardens“ so scharf angriff, verstand und würdigte keiner der beiden Männer den Standpunkt des andern.“ —

Humoristisches.

— Mißverstanden. „Bitt' schön um einen Liebesbriefsteller!“

„Wünschen Sie einen großen oder einen kleinen?“

„Ach, ich hab' ja schon einen, aber schreiben mücht' ich ihm halt gerne!“ —

— Appell. Richter: „Wie kamen Sie dazu, den Kläger ein Kamel zu nennen?“

Beklagter: „Ja, Herr Richter . . . schau'n Se'n doch 'mal an . . .!“ —

— Keine Korrektur. Serenissimus hört einen Vortrag über angewandte Elektrizität an. Mit sichtlichem Interesse verfolgt er die Experimente und allerhöchstes Verständnis malt sich auf seinen Zügen. Am Schluß des Vortrages begiebt er sich zum Professor: „Das war ja alles sehr schön und belehrend, nur muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie den einen Namen konsequent falsch aussprechen. Ich habe den Mann persönlich gekannt: er heißt nicht Kilowatt, sondern Kolowrat.“ —

(Lustige Blätter.)

Notizen.

— „Die Propyläen“, eine literarisch-belletristische Halbwochenschrift, erscheint demnächst in München. —

— „Stella und Antonie“, das neue Drama von Otto Julius Bierbaum, wird im Berliner Theater zur Aufführung gelangen. —

— Maeterlinds Drama „Schwester Beatrice“ geht, mit Agnes Sorma in der Hauptrolle, nächstens im Neuen Theater in Scene. —

— Zwei neue vlämische Opern: „Prinzess Zomen-schijn“ von Paul Gilson, Text von Pol de Mont, und „De stapel“ von Nestor de Liere und Jan Blod gelangen in diesem Winter in der vlämischen Oper zu Antwerpen zur Aufführung. —

— Der Wetterprophet Rudolf Falb ist am Dienstag in Schöneberg bei Berlin gestorben. Er wurde 1838 in Obdach in Steiermark geboren, war eine Zeitlang katholischer Priester, trat dann zum Protestantismus über, studierte Astronomie, Physik und Geologie, schrieb über Erdbeben und Vulkanausbrüche. In Peru glaubte er die Ursprache gefunden zu haben. Allgemein bekannt wurde er durch seine Wetterpropheteinungen. Was von ihnen zu halten, ist in diesen Blättern des öfteren auseinandergesetzt worden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 4. Oktober.